

Michael Hofer

Wozu haben die Menschen schließlich die Sprache!

Philosophische Hinweise

♦ Die Bedeutung der Sprache kommt häufig erst zu Bewusstsein, wenn sie nicht „funktioniert“. Das Missverständnis stimuliert das Nachdenken. Gerade weil Sprache in der Regel so „unaufdringlich“ ist, so „selbstvergessen“, bedarf es einer Grundsatzreflexion darüber. Der Linzer Philosoph Michael Hofer unternimmt diese. Er zeigt auf, wie Sprache uns ebenso vorgegeben ist wie zum kreativen Gebrauch einlädt. (Redaktion)

Die Erörterung von Sprache ist in vielerlei Hinsicht anspruchsvoll. Warum das so ist, sollte in mancher Hinsicht jedenfalls im Folgenden deutlich werden. Im ersten Abschnitt wird der Frage nachgegangen, wie wir denn überhaupt dazu kommen, uns Gedanken über die Sprache zu machen. Im zweiten Abschnitt sollten dann einige Kennzeichen von Sprache hervorgehoben werden. Zum Abschluss wird verdeutlicht, was das bisher über Sprache Gesagte für uns Menschen bedeutet.

I.

Wo wird heute Sprache zum Thema? Bei der Generation der Schüler/innen sicher als Lerngegenstand, bei den Erwachsenen vielleicht in der Erfahrung unterschiedlicher Sprachen; am ehesten wird man auf die Sprache wohl gestoßen durch Widerfahrnisse, wie etwa bei Missverständnissen, die sich völlig unvermutet einstellen können. Jede/r weiß solche Geschichten zu erzählen. Aber auch anders geartete Widerfahrnisse können dazu führen, auf die Sprache aufmerksam zu werden. So wird folgende Begebenheit, die im 19. Jahrhun-

dert spielt, geschildert: „Es ist eine dumme Geschichte, und sie läßt sich in wenigen Worten erzählen; begann der General sehr selbstzufrieden. Vor zwei Jahren, ja, vor noch nicht ganz zwei Jahren, die Eröffnung der neuen ***skischen Eisenbahn hatte soeben stattgefunden, mußte ich in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit – es handelte sich um den Austritt aus meiner dienstlichen Stellung – eine Reise machen; ich war schon in Zivil und nahm mir ein Billett erster Klasse. Ich steige ein, setze mich hin und rauche. Das heißt, ich fahre fort zu rauchen, angesteckt hatte ich mir die Zigarre schon vorher. Ich war in dem Abteil ganz allein. Das Rauchen ist nicht verboten, aber auch nicht erlaubt, es ist so halb erlaubt und geschieht üblicherweise; na, und es kommt auch auf die Person des Betreffenden an. Das Fenster war heruntergelassen. Plötzlich, kurz bevor die Lokomotive piffte, steigen zwei Damen mit einem Bologneserhündchen ein und setzen sich mir gerade gegenüber; sie hatten sich verspätet; die eine war höchst elegant gekleidet, in Hellblau; die andere bescheidener, in einem schwarzseidenen Kleid mit einer Pelerine. Sie waren beide hübsch, machten aber hochmütige Gesichter und sprachen

Englisch. Ich kümmerte mich natürlich nicht um sie und rauchte weiter. Das heißt, ich dachte schon daran, aufzuhören, aber da das Fenster offen war, so rauchte ich weiter, zum Fenster hinaus. Das Bologneserhündchen lag ruhig auf dem Schoße der hellblauen Dame; es war ein kleines Tier, so groß wie meine Faust, schwarz, mit weißen Pfoten, geradezu eine Seltenheit; es trug ein silbernes Halsband, mit einer Inschrift darauf. Ich kümmere mich um nichts, merke aber, daß die Damen sich ärgern, offenbar über meine Zigarre. Die eine starrte mich durch ihre schildpattne Lorgnette an. Ich blieb dabei, mich nicht um sie zu kümmern, denn sie sagten ja kein Wort zu mir! Sie hätten doch reden, mich ersuchen, mich bitten können, *wozu hat der Mensch denn schließlich seine Zunge?* Aber nein, sie schweigen ... Auf einmal – und zwar, wie ich Ihnen sage, ohne die geringste, das heißt ohne die allergeringste vorhergehende Bemerkung, ganz wie wenn sie von Sinnen gekommen wäre, reißt mir die Hellblaue die Zigarre aus der Hand und wirft sie aus dem Fenster. Der Zug saust dahin; ich wußte gar nicht, wie mir geschehen war. [...] Ohne ein Wort zu sagen, näherte ich mich mit der größten Höflichkeit, mit der vollendetsten Höflichkeit, sozusagen mit der raffiniertesten Höflichkeit dem Bologneserhündchen, fasse es ganz behutsam mit zwei Fingern am Genick und werfe es der Zigarre nach aus dem Fenster. Es winselte nur ein wenig! Der Zug sauste weiter.“

Die Geschichte findet sich in Dostojewskis Roman „Der Idiot“. Dabei handelt es sich nicht um ein Missverständnis, sondern hier führt die Tatsache, dass man sich nicht bespricht, dazu, die Sprache zu thematisieren. Mag die geschilderte Situation

auch bizarr anmuten, so ist uns der grundsätzliche Sachverhalt, etwas nicht an- bzw. besprechen zu wollen, wohl vertraut und es wird nicht sonderlich schwer fallen, in diesem Zusammenhang entsprechende Geschichten zu erzählen. Neben der literarischen Illustrierung eines Grundes zur Thematisierung der Sprache ist hier die Redewendung selbst, in der dies vollzogen wird, interessant: „Wozu hat der Mensch denn schließlich die Zunge?“, liest man in der Übersetzung. Aber was soll das heißen? Was soll man darauf antworten? Auf diese Frage lässt sich auch – und zwar zurecht – antworten, der Mensch habe die Zunge zum Essen. Die zitierte Redeweise erweist sich also als ungenau, und zwar nicht nur in sprachlicher Hinsicht: Genau genommen ist die Zunge auch nur *notwendige* Bedingung für Sprache, also Bedingung dergestalt, dass *ohne* sie Sprache jedenfalls in artikulierter Form nicht statt hat; die Zunge ist jedoch nicht *hinreichende* Bedingung, dass also bereits das Vorhandensein der Zunge für Sprache ausreicht, *durch* sie bereits Sprache möglich ist. Dieser Unterscheidung ist man allerdings oft nicht eingedenk, mit bedenklichen Folgen, wie noch zu zeigen sein wird. In einer anderen, jüngeren Übersetzung wird die Frage nicht nur zum Ausruf umformuliert, sondern es heißt auch passender: „[W]ozu haben die Menschen schließlich die Sprache!“¹ – Wohl, um miteinander zu reden, dürfte die erwartete Antwort lauten. Und zwar völlig zurecht. Damit ist die Sprache als Kommunikationsmittel in den Blick gebracht. Die Erkenntnis, dass eine sprachliche Mitteilung nicht nur Inhalte transportiert, sondern auf vielfältige Weise auch andere Handlungen (z. B. der Empfehlung, des Versprechens, der Rüge etc.) mit

¹ Sie wurde von Svetlana Geier vorgenommen und viel gelobt: *Fjodor M. Dostojewski, Der Idiot. Roman*, Frankfurt a. M. 1998, 160; das ausführliche Zitat folgt der Übersetzung von H. Röhl, Berlin 1958. Den Hinweis auf die Stelle verdanke ich Ewald Volgger.

ihr vollzogen werden, zählt mittlerweile zur Grundeinsicht der Sprachphilosophie und ist in vielerlei Formen in Kommunikations- trainings und Präsentationstechniken eingewandert.²

Wenn man die Sprache als Mittel zur Kommunikation betrachtet, ist damit aber auch schon alles gesagt? Ein Blick in eine weitverbreitete Enzyklopädie lässt einen darin sicher gehen; unter dem Lemma Sprache ist zu lesen: Diese sei „im weitesten Sinne von Semiotik und Informationstheorie [!] ein konventionelles [!] System von Zeichen [!] zu *Kommunikationszwecken*“; und am Ende des Eintrags steht: „In einem universalen Sinn wird die Funktion [!] von S. durch ihre Rolle als *Medium* zur Fixierung, Tradierung und Objektivierung des gesamten Wissens, der individuellen Erfahrung und jeder Kulturtradition aufgefaßt.“³ Neben der Festlegung von Sprache auf ihre Rolle als Mittel fällt auf, dass für eine solche Kennzeichnung auf Einzelwissenschaften (Semiotik, Informationstheorie) rekurriert wird, die Philosophie hingegen als Instanz nicht – oder nicht mehr? – in Betracht gezogen wird. Im Rahmen einer *philosophischen* Erörterung der Sprache kann man damit jedoch nicht zufrieden sein: Zwar legt z.B. auch die vertraute Rede vom „Sprachgebrauch“ nahe, dass es sich bei der Sprache um ein Mittel, einen Gegenstand bzw. ein Werkzeug handle, das man zur Hand nehmen

und wieder weglegen könne, doch ist dies irreführend. Vor allem läuft man damit Gefahr, die Eigenart der Sprache und ihr Leistungsvermögen zu unterschätzen. Allerdings macht es einem gerade die Sprache selbst schwer, sie zu würdigen und richtig einzuschätzen. Denn die Sprache erbringt ihre Leistung – abgesehen von Vorfällen der eingangs erwähnten Art – derart unauffällig und unproblematisch, dass man geradezu von einer Unaufdringlichkeit der Sprache sprechen muss.

II.

In einer der wenigen persönlich gefärbten Bemerkungen hat Jürgen Habermas für unseren Zusammenhang Wichtiges herausgestellt: „Ich erinnere mich der Schwierigkeiten, als ich mich mit einer Nasalisierung und einer verzerrten Artikulation, die mir selbst gar nicht bewusst waren, in der Klasse und auf dem Schulhof verständlich machen musste. Ich trat über die Grenzen der Familie und der vertrauten Umgebung hinaus und musste mich in einem gewissermaßen anonymen Raum behaupten. Fehlschlagende Kommunikationen lenken die Aufmerksamkeit auf die *Realität einer sonst unauffällig bleibenden Zwischenwelt von Symbolen, die man nicht wie Gegenstände anfassen kann*. Erst im Misslingen drängt sich das Medium der sprachlichen Kommunikation

² Der Klassiker in der modernen Sprachphilosophie ist diesbezüglich: *John L. Austin*, *How to do things with words*, Cambridge (Mass.) 1962, wo er seine Sprechaktheorie formuliert. Diese Form der Sprachanalyse fußt als *ordinary language philosophy* auf den späten Arbeiten *Ludwig Wittgensteins*, wie sie in den „*Philosophischen Untersuchungen*“ (1953) vorliegen. Vgl. dazu: *Sybille Krämer*, *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1521), Frankfurt a.M. 2001. Interessant sind hier auch Überlegungen, wie sie bereits *Aristoteles* angestellt hat, in: *De interpretatione*, Kap. IV.

³ Brockhaus Bd. 20, Mannheim ¹⁹1993, 696 ff. (Kursivsetzung M. H.; ebenso die weiteren Hervorhebungen, die auf fragwürdige Kennzeichnungen aufmerksam machen wollen). In den folgenden Auflagen ²⁰1996 und ²¹2006 wurde diese Definition zurückgenommen. Vgl. viel besser [Art.] Sprache, in: Meyer Bd. 22, Mannheim–Wien–Zürich ⁹1978, 331 ff.

als Schicht einer Gemeinsamkeit auf, ohne die wir auch als Einzelne nicht existieren können. *Wir finden uns immer schon im Element der Sprache vor.* Nur die, die reden, können schweigen. Nur weil wir von Haus mit anderen verbunden sind, können wir uns vereinzeln.⁴ An diesen Ausführungen interessiert nun weniger die erneut vorgenommene Schilderung eines Grundes zur Thematisierung der Sprache in einer besonderen Gestalt des Misslingens, sondern was über die Sprache selbst gesagt wird. Sie wird als die üblicherweise unauffällig bleibende „Zwischenwelt von Symbolen“ gekennzeichnet, die nicht als Gegenstände aufgefasst werden können. Die Sprache ist demnach kein Gegenstand unter anderen, wie dies die unbedachte Rede vom Kommunikationsmittel mit sich bringen kann. Aber auch philosophische Analysen der Sprache, die viel Bedenkenswertes zu Tage fördern, übersehen dies des Öfteren. Vielmehr ist die Sprache etwas, das sich nicht restlos verobjektivieren lässt. Denn: Selbstverständlich kann ich die Sprache als Gegenstand betrachten, wie dies im Falle etwa einer Akustikerin statt hat, welche die Schallwellen sprachlicher Äußerungen aufzeichnet und analysiert. Allerdings darf dabei nicht außer Acht gelassen werden, dass in diesem Vorhaben die Sprache nicht nur – bildlich gesprochen – vor die Wissenschaftlerin gebracht wird, sondern zugleich hinter ihrem Rücken wirksam bleibt. Immerhin bedarf es der Benennung und Beschreibung der

aufgezeichneten Wellen. Kurz: Die Sprache lässt sich immer nur in und durch die Sprache thematisieren, wir können sie nicht wie andere Gegenstände weglegen oder aus ihr aussteigen. Die Thematisierung von Sprache erfolgt immer unter Voraussetzung ihrer selbst, also zirkulär in einem epistemologischen Sinne. So verhält es sich im Übrigen auch beim Denken oder Bewusstsein und der Vernunft. Aufgrund dieser Selbstbezüglichkeit der Sprache lässt sich deren vorauf angeführte Unaufdringlichkeit auch als „wesenhafte Selbstvergessenheit“⁵ trefflich kennzeichnen. In dem bisher Gesagten ist ein Hinweis auf den sog. transzendentalen Aspekt der Sprache zu sehen: Sie ist kein Objekt unter anderen Objekten, sondern immer schon, also a priori, die Möglichkeitsbedingung, dass wir so etwas wie Objekte – oder allgemeiner – Welt haben können. Sie hat, wie dies Wilhelm von Humboldt weniger technisch ausgedrückt hat, welterschließende oder weltkonstitutive Funktion.⁶ Damit einher geht auch die Kennzeichnung der Sprache als Symbol, wie sie uns soeben bei Habermas begegnet ist, und nicht als Zeichen. Versteht man die Sprache als Zeichen, dann nimmt man damit zweierlei in Kauf: Einmal versäumt man gewissermaßen deren weltkonstitutive Funktion; die Leistung der Sprache wird zu gering angesetzt, weil sie als nachträgliche Benennung von vorher, unabhängig von der Sprache gedachten Gegebenheiten angesetzt wird; ganz so wie man Etiketten auf

⁴ Jürgen Habermas, *Zwischen Naturalismus und Religion*. Philosophische Aufsätze, Frankfurt a. M. 2005, 19 (Hervorhebungen M. H.). Diese Ausführungen wären im Rahmen der Kontroverse, die um 1970 mit *Gadamer* ausgetragen und unter dem Titel „Hermeneutik und Ideologiekritik“ (hg. v. Karl O. Apel u. a., Frankfurt a. M. 1971) dokumentiert wurde, von Habermas als „Sprachidealismus“ kritisiert worden und machen eine Entwicklung im Denken Habermas' deutlich.

⁵ Hans-Georg Gadamer, *Gesammelte Werke*. Band 2: *Hermeneutik. Wahrheit und Methode*, Tübingen 1986, 150.

⁶ Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde dies erstmals von Wilhelm v. Humboldt, Johann G. Herder und Johann G. Hamann bedacht. Im Anschluss daran bemühten sich in den letzten

vorfindliche Gegenstände klebt. Macht man hingegen mit der grundlegenden Funktion der Sprache als Welterschließung Ernst, dann lässt sich eine Welt ohne Sprache nicht denken, es gibt keinen „sprachnackten“ Zugang zur Wirklichkeit. Zum Zweiten geht mit der Auffassung von Sprache als Zeichen die Auffassung der Willkürlichkeit einher, können doch Zeichen nur natürlich sein (Rauch ist das Zeichen für Feuer) oder eben willkürlich. Bei der Sprache handelt es sich aber um keine willkürlichen Benennungen, wie dies Peter Bichsel in einer seiner Kindergeschichten glauben machen will:⁷ Freilich können wir vereinbaren, zum Tisch in Hinkunft Sessel zu sagen etc., aber die Etablierung dieser willkürlichen Benennung setzt doch bereits die vorhandene Sprache voraus, von der abgewichen und mit deren Hilfe die neue Konvention eingeführt wird. Worauf es dabei ankommt ist: In der Sprache sind die Lautgestalt und die Bedeutung nicht bloß äußerlich – wie bei einem Zeichen – zusammengefügt, sondern eine untrennbare Einheit, wie sie sich bei einem Symbol findet.⁸ Um auch hier Stellenwert und Leistungsfähigkeit der Sprache hoch genug einzuschätzen, kann folgende Überlegung, die sich in einem Dreischritt vollzieht, hilfreich sein: Erstens ist jedes nicht-sprachliche Symbol in seiner Bedeutung übersetzbar in Sprache; darüber hinaus ist das nicht-sprachliche Symbol grundsätzlich interpretationsbedürftig und diese Interpretation erfolgt in der Sprache; drittens kann die Sprache nicht überboten werden, son-

dern sie ist das einzige Symbolsystem, das in der Lage ist, sich selbst zu interpretieren.⁹

Nun wurde schon einiges über Sprache gesagt, das sich auch auf die ebenfalls von Habermas ins Treffen geführte Wendung, dass wir uns „immer schon im Element der Sprache vorfinden“, beziehen lässt: so etwa die Unmöglichkeit, aus der Sprache auszusteigen. Jedoch lassen sich noch weitere Hinweise damit verbinden. Das dabei verwendete „immer schon“ betont die Unmöglichkeit einer zeitlichen Begrenzung. Der Mensch ist nicht nur in seiner individuellen Entwicklung immer schon im Element der Sprache, – d.h. der Säugling, ja bereits das Kind im Mutterleib wird angesprochen –, vielmehr gehört die Sprache zum Menschen insgesamt. Der Versuch, so etwas wie einen zeitlichen Ursprung der Sprache festzustellen, ist zum Scheitern verurteilt. Um dies einzusehen, wurden bereits einige wichtige Bestimmungen die Sprache betreffend angeführt, die hier nun mit ihren Folgen für die Ursprungsfrage zu bedenken sind. Zusammenfassend gesagt ist es der transzendente Aspekt der Sprache, der es mit sich bringt, dass sich ein solches Unternehmen zwangsläufig in einem Zirkel verfängt, der in dieser Gestalt allerdings ein logischer und somit fehlerhafter Zirkel ist: Die Herleitung setzt das Herzu-leitende bereits voraus, insofern Sprache in all diesen Versuchen dabei ist, auch wenn sie weggedacht wird. Immer wieder kann man – auch in populärwissenschaftlichen Medien – über den Ursprung der Sprache

Jahrzehnten um die Entwicklung dieser Sprachauffassung u.a. *Karl O. Apel* (z.B.: Sprache, in: Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Bd. 5, München 1974, 1383–1402), *Erich Heintel* (z.B.: Einführung in die Sprachphilosophie, Darmstadt 1991) und *Bruno Liebrucks* (z.B.: Über das Wesen der Sprache. Vorbereitende Bemerkungen, in: *ders.*, Erkenntnis und Dialektik. Zur Einführung in eine Philosophie von der Sprache her, Den Haag 1972, 1–20). Zu Humboldt im Besonderen vgl. *Jürgen Trabant*, Was ist Sprache, München 2008.

⁷ *Peter Bichsel*, Ein Tisch ist ein Tisch, in: *ders.*, Kindergeschichten, Frankfurt a.M. 1997, 21–30.

⁸ Vgl. dazu *Max Scheler*, Gesammelte Werke. Bd. 3, Bern 1955, 178 ff.

⁹ Darauf hat *Hans Wagner* eindrucklich hingewiesen in: Kritische Philosophie, Würzburg 1980, 93.

und entsprechende Erkenntnisse lesen. Dagegen ist nichts zu sagen, wenn die Einschätzung in logischer Hinsicht auch richtig vorgenommen wird: Es handelt sich dabei um notwendige Bedingungen, von denen eingangs die Rede war; so gelang dies etwa im Bereich der Genforschung durch die Isolierung des FOXP2-Gens, das nicht als Sprach-Gen, sondern als Gen für Sprachfähigkeit anzusehen ist.

III.

Mit dem Menschen geht ein Riss durch die Welt: Die Sprache des Menschen ist eine Möglichkeit zu verdeutlichen, was es damit auf sich hat. Aufgrund dieses Risses steht der Mensch in gewisser Weise der Welt – und sich selbst – gegenüber, sie ist ihm Gegenstand – den er darum auch erforschen oder ästhetisch betrachten kann. Demnach hat er die Welt erst in und durch die Sprache, auch wenn uns dies zumeist nicht bewusst ist und es der ausdrücklichen Reflexion bedarf, um darüber Klarheit zu gewinnen. Aufgrund dieses Risses lebt der Mensch in der Differenz von wahr und falsch (übrigens auch von gut und böse). Wir machen uns Gedanken über die Welt und fällen Urteile über sie, bezeichnen Gegenstände und kennzeichnen sie hinsichtlich ihrer Eigenschaften, darin können wir richtig liegen oder eben irren. Damit ist aber eine ganz andere Art der Weltbegegnung eröffnet als sie bei den Tieren gegeben ist. Insofern hilft es auch, die jeweiligen Lebewesen in ihrer Art zu würdigen, wenn man beachtet, dass von einer Tiersprache nur in einem analogen Sinn die Rede sein kann. Damit

ist dann deutlich gemacht, dass zwischen der Sprache der Menschen und der „Tiersprache“ kein graduell-quantitativer Unterschied besteht, sondern einer in grundsätzlich qualitativer Hinsicht. Bei den uns nächsten Tieren, den Affen, spricht vieles dafür, von einer „funktional referentiellen Kommunikation“ zu sprechen, dass also die Laute möglicherweise gar nichts bedeuten, sondern bloß instinkthafte Reaktionen sind und es sich bei Alarmrufen z.B. um den Ausdruck des Erschreckens oder anderer Emotionen handelt. Für diese Art der Kommunikation genügen ein gewisser Unterschied in der Lautgebung und unterschiedliche Reaktionen auf diese Laute. Für uns mag es dann so erscheinen, *als ob* ein Laut für Adler steht und ein anderer Laut für Leopard und beide jeweils unterschiedliches Fluchtverhalten bei den Artgenossen auslösen. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Lautgebung bei einzelnen Affenarten kaum Unterschiede aufweist, es sich dabei also um vererbten Instinktbesitz handelt.¹⁰

Beim Menschen können Gegenstände um ihrer selbst willen, unabhängig von Triebinteressen wie Ernährung, beachtet werden; sie werden sachlich, so wie sie an sich sind, in den Blick genommen und zu erfassen versucht. Zudem ist es ein großer Vorzug der Sprache, dass die besprochenen Gegenstände nicht unmittelbar präsent sein müssen, sondern vergegenwärtigt werden können, egal ob sie gerade an einem anderen Ort, vergangen oder zukünftig sind (*displacement*). Die Sprache des Menschen hat nicht nur Bedeutung (Semantik), sondern auch eine Struktur (Syntax). Beides findet der Mensch vor, und beim

¹⁰ Vgl. dazu vonseiten der Biologie: Julia Fischer, Affengesellschaft, Frankfurt a. M. 2012, 167–246 und vonseiten der Philosophie: Reinhard Brandt, Können Tiere denken? Ein Beitrag zur Tierphilosophie, Frankfurt a. M. 2009.

Erlernen einer fremden Sprache kostet es einige Mühe, sich Vokabel und Grammatik anzueignen. Diese Vorgegebenheit wird, so Humboldt, als *Ergon* (Werk) bezeichnet. Als vorgegebene Sprache prägt sie unser Denken, da sie unsere Gedanken bedingt, und unsere Weltansicht, „indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen“¹¹. Dieser Werk-Charakter der Sprache ist jedoch nur die eine Dimension: Zugleich ist die Sprache nie bloß vorgegeben, sie wird immer auch gesprochen, ins Werk gesetzt (*energeia*) – und zwar auf jeweils individuelle Weise. Die Sprache ist also jeweils allgemein und individuell zugleich: Jede und jeder von uns spricht die (jeweilige) allgemeine Sprache auf ihre bzw. seine Weise. Deshalb gibt es neben Missverständnissen, die bei gutem Willen aufzulösen sind, immer auch einen unauflösbaren Rest des Nichtverstehens, der auf unsere Indivi-

dualität zurückzuführen ist. Darin besteht die Herausforderung des Verstehens.¹²

Eine endliche Anzahl von Elementen und Regeln erlaubt es, unendlich viele sprachliche Äußerungen hervorzubringen. Diese Kreativität im Umgang mit der Sprache wird tagtäglich in unserem Sprechen vollzogen, für die Dichtung ist sie geradezu konstitutiv. Beachtung verdient, dass auch Philosophen/innen immer wieder in der Ausführung ihrer Gedanken Sprachschöpfungen unternehmen und eine eigene Sprache entwickeln. Das hat seinen Grund weniger in einer poetischen Laune, vielmehr hat es mit einer Art Sprachnot zu tun: Hier werden „Dinge“ angesprochen, die nicht einfach wie die Dinge unserer Alltagswelt anzusprechen sind, sondern diesen zugrunde- und vorausliegen. Auch religiöse Sprache ist oft „verdichtete“, poetische Sprache, und Theologie ist nicht minder sprachschöpferisch. Auch hier kommen Dichtung, Philosophie und Religion bzw. Theologie überein.

Weiterführende Literatur:

Georg W. Bertram, *Sprachphilosophie zur Einführung*, Hamburg 2011 legt seinen Schwerpunkt auf das 20. Jahrhundert. Zugleich bemüht er sich, Traditionslinien in die Geschichte der Philosophie zu ziehen und klassische Positionen ins Gespräch einzubeziehen.

Texte zur Sprachphilosophie, hg.v. Jonas Pfister, Stuttgart 2011 (RUB 18908) bietet eine Sammlung einschlägiger Texte, die zu Themen wie z.B. Ursprung der Sprache oder Theorien der Bedeutung gruppiert und jeweils mit einer kurzen Einleitung versehen sind.

Der Autor: *Mag. theol., Dr. phil., geb. 1966; Studien der Philosophie, Theologie und Germanistik in Wien, Frankfurt a.M. und Washington, D.C.; seit 2006 Professor für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz. Buchveröffentlichungen zuletzt: als Herausgeber gem. m. C. Meiller / H. Schelkshorn / K. Appel, Der Endzweck der Schöpfung. Zu den Schlussparagrafen (§§84–91) in Kants Kritik der Urteilskraft, Freiburg i. Br.–München 2013 und gem. m. R. Langthaler, Michael Theunissen. Zu religionsphilosophischen und theologischen Themen in seinem Denken, Wien 2013 (Wiener Jahrbuch für Philosophie XLIII).*

¹¹ Johann G. Fichte, Werke VII, Berlin 1971, 314.

¹² Kein Wunder also, dass die maßgebenden Denker der Individualität, Wilhelm v. Humboldt und Friedrich Schleiermacher, zugleich Maßgebendes zur Hermeneutik beitrugen.